

k.

Leseprobe aus:

**Christian Ulmen**

**Für Uwe**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

**Prolog 7**

- 1 Dumm wie DDR-Brot 9**
- 2 Struwelpeter 18**
- 3 «Schreiben Sie's auf,  
ich beschäftige mich später damit» 25**
- 4 Ameisenbrei 34**
- 5 «Hier spricht das  
Leichenvernichtungszentrum» 43**
- 6 Lazarusmädchen 51**
- 7 Goilstes Nuttenwerk 58**
- 8 Lippe dazwischen! 74**
- 9 Grünspan und Schimmelpilze 81**
- 10 Menschenskind! 93**
- 11 Überkochte Koreanersynapsen 104**
- 12 Powerpot 112**
- 13 Vom Heiratsmuffel zum Heiratsknuddel 119**
- 14 Human Systems 128**
- 15 Emergency-Flip 138**
- 16 Who Wants To Fuck My Girlfriend 144**
- 17 Gollum 154**
- 18 Pretty Woman, Breitmaulfrosch 160**
- 19 Bruce Willis 172**
- 20 XXL-Rokoko-Kerzen und Fingerfood 180**
- 21 Securitate 191**
- 22 Rote Lichter 197**
- Epilog 215**
  
- Bonusmaterial 216**
- Dank 219**



## **Prolog**

Mein Name ist Uwe Wöllner.

Auf den folgenden Seiten werde ich meine Lebensgeschichte erzählen.

*Krasses Affenwerk, Menschenskind.*



## 1

### **Dumm wie DDR-Brot**

Tante Marion faselte auf unseren Anrufbeantworter. Und ich verstand kein Wort. Sie flennte und fing jeden Satz dreimal von vorne an. Als ich mir aus ihren rotztriefenden Sprachfetzen die Nachricht zusammenreimte, dass ich Papa auf dem Handy anrufen sollte, bekam ich wieder diesen Höllendruck am Hals. Darauf hatte ich jetzt gar keinen Bock. Es war immer dasselbe. Die Luft wurde knapp, man atmete tiefer, und je tiefer man atmete, desto weniger Luft bekam man. Ich griff meine Hosentaschen ab. Zwei Ohrenstöpsel, Magic-Spielkarten, ein Salbeibonbon. Sonst nichts. Dann die Hemdtaschen. Ein Laserpointer, ein Happy Hippo, eine Pinzette. Es war, als hätte man mir von hinten eine Kordel um den Hals gelegt und zöge sie nun langsam, aber sicher zu. Es blieb nicht mehr viel Zeit. Panisch langte ich in meine Gürteltasche von Eastpack. Endlich. Ich hielt mir das Teil vor die Fresse und sprühte das Sympathomimetikum. Viel war davon nicht mehr im Inhalator. Aber die Schlinge löste sich.

Ich rief Papa an. Er klang seltsam. Ich solle Ruhe bewahren. Sie seien auf dem Weg. Gleich wären alle zu Hause. Alle außer

Mama. Mama war tot. Eine Hockeykugel hatte ihr am Nachmittag den Schädel zertrümmert.

Unverzüglich machte sich die Last am Hals wieder breit. Ich nahm erneut einen Zug Asthmaspray. Es wummerte im Kopf und in den Beinen. Ich weiß nicht mehr, wie lange ich durch unser Haus lief, durch den Keller, über die Treppen, wie oft ich hinfiel, wie viele Male ich nachsah hinter Seidenvorhängen, unter Terrakottatöpfen, ohne etwas zu finden, ohne überhaupt zu wissen, wonach ich suchte. Ich warf Haloperidol ein, Aspirin, Renni.

Das Haus blieb ruhig. Ich hörte die Heizung rauschen.

Mama hatte zeitlebens nie einen auf krank gemacht. Sie war kerngesund, stark, total fit. Fast wie Lara Croft. Sie sprang herum, spielte andauernd Tennis oder Hockey. Sie machte mir dreimal im Monat Milchreis mit Kirschen. Mama schaute mir sogar zu, wenn ich «Ages Of Empires» spielte, und lobte mich, wenn ich bei «Mortal Kombat» in nur zwei Wochen 218 Missionen freigespielt hatte. Andere Mütter texteten ihre Söhne voll, wie scheiße Computerspiele seien, so wie Papa das auch dauernd tat. Mama nie. Zudem war sie überdurchschnittlich schön. Auf einer Skala von eins bis neun, wenn Sarah Connor neun war und eins hässlich wie die Nacht, dann war Mama eine Sieben.

Ich kniete auf dem Parkett im Wohnzimmer, fraß acht Fruchtzwerges hintereinander weg und bildete mir einen Augenblick lang ein, ich hätte mir das alles nur ausgedacht, um mich selbst zu schocken. Ein abgefahrenes Spiel. Hatte ich schon öfter gemacht. Einmal legte ich mir ein Nest mit Spinneneiern unter die Matratze und lenkte mich tagelang mit Anti-Spinnen-Action

wie Yoga davon ab. Das funktionopelte. Als Tage später achtzig Spinnen nachts über mein Kissen, meine Haare und Oberschenkel zuckelten, war ich fies überrascht und wusste, ich hatte mich mal wieder selbst reingelegt. Aber die Nummer mit Mama wäre ein zu mieser Streich gewesen. Sogar mir selbst gegenüber.

Ich stellte mir vor, wie Mama in ihrem hellrosa Hockeytrikot und dem weißen Röckchen, mit dem blauen Stoffhaarband um ihren blonden Pferdeschwanz in einen dunklen Plastiksack gehoben wurde und irgendjemand den Reißverschluss über ihrer Nase zuzog. Wenn die Hockeykugel sie frontal im Gesicht getroffen hatte, war ihr Nasenrücken wahrscheinlich in zwei klaffende Giebel aufgeplatzt und bildete nun in der Mitte einen zweiten Schlund. Vielleicht war die Nase aber auch einfach immens verbogen – ragte aus ihrem Gesicht wie ein Wegweiser aus Knorpel. Oder aber es hatte ihren Mund erwischt. Alle Zähne. Eine leer gekegelte rote Grotte. Strike. Konnte auch sein, dass ihre Stirn zu einer tiefen Kuhle bis ins Innere ihres präfrontalen Kortex gestülpt war. Oder es war nur ein Streifschuss der Schläfe. Dann sähe man vermutlich nicht so viel. Ein grünliches Hämatom vorm Ohr. Wenn der Aufprall am Hinterkopf passierte, wäre sogar eine Trauerfeier am offenen Sarg drin. Es sei denn, es gab eine kraterartige Austrittswunde. Bei Kennedy blieb der Deckel am Ende zu.

Bis heute weiß ich nicht, wie sich das mit Mama und der Hockeykugel genau zutrug. Papa erzählte mir nie etwas über Details. Von Gerd, meinem jüngeren Bruder, weiß ich, dass es bei einem Hockeyturnier von Niedersachsens Seniorinnen passierte und dass die Alte, die Mama das Geschoss aus Versehen an den Kopf gedongt hatte, eine Spielerin vom Hannoverschen

Tennis- und Hockeyclub und die Mutter einer Schulfreundin von Gerd war.

Die Beerdigung fand auf jeden Fall mit geschlossenem Sarg statt. Eine Woche später. Exakt an meinem einunddreißigsten Geburtstag. Ich hatte Mama nie mehr gesehen.

Meine Familie war Mitglied im Tennis- und Hockeyclub Garbsen. Auch ich musste da früher Tennis spielen. Papa war wichtig, dass ich Sport zur Leibesertüchtigung ausübte. Einmal spielte ich bei einem Tennisturnier gegen einen Jungen, der nicht räumlich gucken konnte und eine künstliche Luftröhre hatte. Er gewann. Seine ganze Familie lungerte am Rand des Tennisplatzes rum und feuerte ihn an wie so eine Horde versoffener Camper in karierten Golfer-Hosen. Meine Familie hatte so was nie gemacht. Ich malte abends die Hockeyspielerinnen aus unserem Verein mit Kuli auf meinen Bauch. Die waren immer die sexiesten. Kurze Röcke und weiße Kniestrümpfe. Ich malte sie aber nackt. Die Hockeyspieler-Typen hasste ich hingegen. In meiner Klasse waren früher fast nur Hockeyspieler. Alle aus dem THC Garbsen. Alle dumm wie DDR-Brot. Ich versuchte es mit vierzehn ein paar Mal, in deren Hockeymannschaften zu kommen. Wurde aber nie aufgenommen. Die hatten halt immer so Lacoste an und hörten Modern Talking, und ich stand auf die Scorpions und hatte damals schon mehr so coole Hemden von Holzfallern an und meine Bugs-Bunny-Mütze, die tausendmal goiler war als jedes Arschloch-Krokodil auf den Polo-Hemden von den Hockey-Seppeln. Ich war einfach zu abgedreht drauf für die.

Zum Vorgespräch beim Bestatter wollten Papa und Gerd lieber alleine. Ich hatte sie beknielt mitzudürfen. Ich fand, das war ich

Mama schuldig. Es war das Mindeste. Sie hatte mein Leben lang alles mit mir ausgewählt. Ich hatte an den Wühltschen oft Stunden verbracht, weil ich mich nicht entscheiden konnte. Mama meinte dann so: «Na, nun nehmen wir die hellblauen Socken und gut is.» Jetzt war es an mir, die Farbe ihres Sarges mit auszusuchen.

Gerd und Papa riefen lauter nach mir. Sie wollten sofort los. Wenn ich unbedingt mitfahren wollte, sollte ich mich endlich in Bewegung setzen. Ich war gerade dabei, ein Bild für Mamas Beerdigung zu Ende zu malen. Das Werk sollte neben Mamas Sarg stehen.

Aber Gerd und Papa drängelten in ihrer typischen Art weiter, und ich wurde nicht rechtzeitig fertig.

Es gab nur einen einzigen Bestatter bei uns in Garbsen. Mit lila Beleuchtung im Schaufenster, die wie Anti-Mückenlicht aussah und zum Gebet gefaltete Hände aus Bronze beschien. Als Kind fand ich diese Riesenpranken immer saugruselig. Ich wäre lieber fünfzig Kilometer nach Hannover zu einem richtig edel-goilen Beerdigungsinstitut gefahren, aber Papa kannte den Garbsener Bestatter seit der Schulzeit. Im Aufenthaltsraum des Beerdigungsunternehmens stand fast die gleiche Plastikkokosstaude wie im Schulleiterbüro des Gymnasiums, in dem ich dreizehn Jahre zuvor Abi gemacht hatte. Sie war ungefähr kniehoch, blassgrün und sah einer echten Kokospalme zum Verwechseln ähnlich. In allen Abi-Heften zwischen 1976 und 1991 war der Direktor in Anzug und Fliege zu sehen, und am unteren Bildrand stand seine Kunstkokosstaude. Sie hielt sehr lange. Bis zu dem Tag, als sie entwendet wurde. Nachts brach jemand in sein Büro ein, nahm die Palme mit und pisste in den Plastikblumentopf. Die

Harnsäure sickerte über Kunststoffsteinchen, zerfraß die Steckschaummasse, rann zu den Lochstellen am Boden und quoll zum Teil an den Seiten heraus. Die meiste Pisse blieb drin. In der Nacht darauf wurde die eingegässete Staude wieder ins Büro gestellt.

Man hatte mich dazu gezwungen. Ich war auserwählt worden, in der großen Pause auf die Kunstpflanze zu urinieren. Natürlich hatte ich abgelehnt. So eine Staude kostete 50 bis 160 Euro. Wenn das rauskäme, müsste ich für eine neue löhnen, achthundertmal die Hausordnung abschreiben, ins Internat nach Kellinghusen oder so 'n Nervkram. Ganz abgesehen davon, dass ich auf Kommando nicht pinkeln konnte. Wer kann das schon? Männer, die einen multiplen Orgasmus erleben, die können so was vielleicht. Oder Legenden des erotischen Films wie Rocco Siffredi, Peter North oder der Mann mit dem schwarzen Riesenkobraschwanz. Nicht ich. Ich war im Sex ganz normal.

Am Fahrradständer hinter der Turnhalle hatten sie die Staude nach ihrem nächtlichen Einbruch versteckt, da führten sie mich hin. Sie stellten sich alle um mich herum, sodass ich nicht weglaufen konnte. Empörung drang zu mir vor, als ich mitteilte, dass ich kein Interesse hätte, in die Blume zu machen, und sie nannten mich «Toastbrot».

«Mit dir kann man gar keinen Spaß haben», sagte ein Mädchen, in das ich gerade verliebt war. Jessica. Sie war ein Hockeymädchen mit supercoolen Schenkeln. Jessica trug Sommersprossen im Gesicht und auf den Schultern, sie war weizenblond und ganz zart, ihre Haut lag eng auf den Knochen wie bei einer Zofe oder Kate Moss. Ich hatte damals meine Skinny-Anorexic-Models-Phase. Später stand ich auf richtige Frauen, aber damals mochte ich abgemagerte. Sie sah mich enttäuscht an, wie ich vor der

Stau­de stand und mich weigerte. Ich hätte mir nie, nie ver­ge­ben können, Jessica zu ver­drie­ßen. Sie war die Beste in Sport, sie hatte eine Stim­me wie von einem Compu­ter­pro­gramm gemacht, total hoch und sanft, und ganz sicher hatte sie die Scham­haare auf ihrer Vagina sym­metrisch rasiert.

Mir wurde ätzend flau, ich hörte: «Uwe, Uwe, tu's, Uwe, Uwe, tu's.» Wie bei Russell Crowe als Gladi­ator. Um mich herum eine Traube von Jungs und Mäd­chen und mittendrin Jessica, die näher zu mir kam; sie roch nach The Body Shop. «Tu es, Uwe», flüs­terte sie in mein Ohr, «piss.» Dann pisste ich. Länger, als ich je in meinem Leben zu pissen vermochte. Einen Ultrastrahl. Erst lachten nur die Jungs in der ersten Reihe. Dann kicherten ein paar Mäd­chen. Dann immer mehr, die ganze Traube, auf einmal der ganze angrenzende Schulhof. Es war, als lachte der gesamte Bezirk, die Stadt, ganz Norddeutschland, die westliche Welt, gar von der anderen Seite der Weltkugel kam das Lachen bis an meine Ohren, kroch hinein, durchdrang meinen Körper, brachte vibrierend all das seit Jahren aufgestaute Wasser in meinem Innern zusammen, führte es hinunter in meinen Dickdarm, in meine Blase und anschließend hinaus in die Freiheit, ans Licht, auf die Kokospalme aus Plastik, die zu zittern begann unter meinem Afterburner, diesem wuchtigen Strahl. Und zum Schluss, als ich meinen Penis abgeschüttelt hatte und zu ihr hochguckte, lachte auch Jessica.

Dreieinhalb Wochen lang soll sich der Schulleiter über den Geruch in seinem Büro gewundert haben, munkelte man. Papa finanzierte der Schule später neben einem Klettergerüst für die Turnhalle eine echte Kokosstau­de.

Der Bestatter wünschte uns sein «herzliches Beileid». Das fand ich scheiße von ihm. Er sah uns wortlos mit einem langen Dackelblick an, als sei mein Meerschweinchen überfahren worden. Bevor er uns noch die Regenbogenbrücke erklären konnte, über die niedliche Haustierchen in den Himmel tapsen, fragte ich ihn, was das denn heißen sollte – «Beileid»? Der Bestatter sah erst Papa an, schaute anschließend zu Gerd, danach zu mir. «Na ja, es tut mir sehr leid, dass Ihre Mutter verstorben ist.» – «Quatsch mit Soße», erwiderte ich, «wieso denn Bei-Leid? Klingt wie bei-läufig oder wie neben-bei, wie Leid für Zwischendurch. Das find ich arschig. Man kann nebenbei «Command’N’Conquer» spielen, okay, aber ich will niemandem nebenbei leidtun. Sagen Sie doch einfach: «Hallo, ja, Ihre Mutter ist tot, da sind Sie bei mir genau richtig, hier habe ich ein paar gute Artikel für die Beerdigung.»» Gerd musste niesen. Papa sah mich aus den Augenwinkeln an und schob die Unterlippe vor. Das machte er immer, wenn ihn irgend-etwas an mir störte. Ich musste dann jedes Mal rätseln, was. Meist kam ich nicht drauf, und er schickte mich aufs Zimmer. Diesmal war es das Auto. Dort sollte ich warten, bis sich Papa und Gerd für einen Sarg entschlossen. Das fand ich jetzt auch nicht korrekt. Aber Mama war tot, und ich hatte keine Kraft zu streiten.

Nach einer halben Stunde stieg ich aus Papas Wagen und ging zu Fuß nach Hause.

Bei uns im Keller gab es einen Werkraum, in dem Mama sonntags kleine Marionetten aus Holz bastelte. Da roch es nach Farbe, Uhu und Sägespäne. Neben der Werkbank stand ein kleiner Schwarz-Weiß-Fernseher auf einem Schemel. Hier gab ich mir als Kind heimlich die *Power Rangers* und gaffte nachts *M – das*

*Männermagazin* auf RTLplus, hierhin zog ich mich zurück, wenn ich eine Sechs in Latein hatte. Mama und Papa hatten nie mitgekriegt, wenn ich mich unten im Bastelraum verkroch. Und darum wussten sie auch nicht, dass ich ihnen schon früh auf die Schliche gekommen war: Dieser Hobbyort von Mama war ihr Versteck für unsere Weihnachts- und Geburtstagsgeschenke. Immer kurz vor den Festen lagen ganz unten im Schrank mit den Werkzeugen und Pinseln zwischen Stoffresten und durchsichtigen Plastikfäden bunt verpackte Bündel mit Schleifchen, auf denen Gerds oder mein Name stand. Waren die Päckchen weich, war's was zum Anziehen, und ich übte umgehend freudige Gesichtsausdrücke ein. Waren sie hart und klackerte es beim Schütteln, war da vielleicht ein ferngesteuerter ADAC-Bus drin – und ich konnte mich richtig freuen.

Ich betrat Mamas Werkraum. Keine Ahnung, warum. Wie immer, wenn ich hier war, blies ich erst mal routinemäßig Späne von der Werkbank, weil das cool aussah. Dann hustete ich, schaltete den Fernseher an und öffnete schließlich Mamas Werkzeugschrank. Voll automatisch ging das. Auch diesmal wieder. Wäre man in diesem Moment der Werkzeugschrank gewesen, hätte man wahrscheinlich sehen können, dass ich mit monsternmäßig aufgerissenen Augen starr vor ihm stand. Ich glotzte auf seinen Boden. Mit roten, blauen und grünen Seifenblasen bemaltes Papier umwickelte ein Geschenk, das von einem roten Band umschlossen war, an dessen Schleifchenenden «31» und «Für Uwe» geschrieben stand. Mamas Handschrift. Sie schrieb das «U» immer mit einem Fähnchen darüber, und ihr «e» sah aus wie ein kleiner Ballon. Ich nahm das Bündel mit auf mein Zimmer, bäugte es lange und packte es nicht aus.

## 2

### **Struwwelpeter**

«Man kann es auch Kadaver nennen», sprach ich, «oder Restmensch, Hülle.» Ich erklärte Gerds fünfjähriger Tochter Lena, meiner blonden Nichte, die genauso einen Pferdeschwanz trug wie Mama, was ein Leichnam war. Verstand sie trotzdem nicht – und schielte. «Du schielst», sagte ich ihr.

Wir hatten gerade die Kapelle verlassen. Papa schritt voran auf den Friedhof. Vor ihm wurde Mamas Sarg hergetragen. Daneben marschierte eine Bläsergruppe und spielte Beerdigungslieder. Neben Papa ging Papas Vater, Opa Achim, dahinter Gerd, seine Frau Theresa, Lena und ich. Uns folgten Tante Marion und Onkel Bernd. Dann Onkel Gotthilf, Mamas Bruder. Er ging allein. Seit sein Parkinson schlimmer wurde, wollte keiner mehr so richtig was mit ihm zu tun haben. Das fand ich fies. Er war aber auch schon vorher eher ein peinlicher Typ gewesen und einzelgängerisch drauf. Jetzt zitterten seine Hände wie bei Hitler in dem einen Kinofilm, wo der tatterige Adolf mir total leidtat am Schluss, obwohl er ein Arsch war. Hinter Onkel Gotthilf liefen Freunde von uns, Mamas Hockeykameradinnen, der Männerchor Garbsen, Angestellte von

«Wöllner Baustoffe und Dachdeckerbedarf» und die ganzen Zulieferer mit ihren Familien.

Sie hatten ihr ein Grab in der Nähe des Parkplatzes ausgesucht, da hatten wir es in Zukunft nicht weit zu laufen. Vom Grab aus sah man auf die Reihe der Autos unserer Gäste, alle goilst geputzt für die Trauerfeier.

Der Pfarrer, Pfarrer Paul, war ein Freund der Familie. Sowieso kannte in Garbsen jeder jeden. Er stand hinter dem Grab, strich sich über den Bart, und als der Sarg über dem Grab ruhte und sich alle drum herum versammelt hatten, setzte er zu seiner Rede an: «Wir haben uns heute hier zusammengefunden ...» Ich wusste, dass er mit diesen Worten anfangen würde. Die kannte ich aus Beerdigungssketchen in Comedyshows, und dann fiel meistens einer ins Grab oder so. Tatsächlich fiepste genau in diesem Moment ein Auto, und ein Kofferraumschnappte auf. Ich schwöre. Alle taten, als wäre nix. «... um Abschied zu nehmen ...», fuhr er fort. Wieder fiepste es. Fiep-fiep-klack. Wieder schwiegen alle angeberisch ungerührt. Nur Pfarrer Paul hielt inne, beugte sich dezent zu Onkel Gotthilf, dabei hielt er die Faust vor den Mund, als wollte er husten. «Bevor wir weitermachen», hörte ich ihn flüstern, «bitte leg doch deinen Autoschlüssel aus den Händen.»

Onkel Gotthilf, sagte mein Bruder mal, habe viel mit mir gemeinsam. Die Stimme. Die Fresse. Die Kurzsichtigkeit. Und trotzdem hätte er sein Leben in den Griff bekommen. Ich widersprach: «Alle, die angeblich ihr Leben in den Griff bekommen, sind lediglich im Griff des Lebens, das Leben hält sie am Adamsapfel fest und lässt sie in der Luft baumeln.» Außerdem war Onkel Gotthilf auch immer Single.

Der Sarg wurde in die Erde gelassen. Die Träger warfen ihre

weißen Handschuhe hinterher. Ich hörte Kraniche am Himmel und blickte nach oben. Sie flogen eine Formation. Kranichzivilisationen waren viel einfacher als menschliche. Man konnte nicht so viel falsch machen. Papa drückte meinen Kopf wieder nach unten: «Konzentrier dich.»

Nach der Zeremonie gingen wir in Zweiergruppen zum «Bierbrunnen». Meine Nichte fragte mich, warum das Leichenschmaus hieße. Ich sagte ihr, dass ich das auch nicht wüsste. Ich fand, man musste Kindern sagen, wenn man sich mal nicht auskannte. Sonst hatten die ein völlig falsches Bild vom Erwachsensein und machten sich voll Druck, alles wissen zu müssen, nur weil sie bald zu den Großen gehörten. Ich erklärte Lena, dass Mama jetzt unter der Erde lag: «Ihr Korpus beginnt langsam zu verwesen. Dann kommen Aaskäfer und Ameisen, Fliegenmaden und Fadenwürmer und ernähren sich von ihr. Eine ganz spezifische Aasfauna bildet sich, und zum Schluss bleibt das Skelett übrig und Humus.»

«Was ist Humus?», fragte sie.

«Humus ist das, worin wir im Garten Radieschen pflanzen.»

«Also pflanzen wir Radieschen in Tante Erika?»

Diesen Gedanken fand ich mies von ihr. Wir schwiegen eine Weile. «Übrigens, ihre Haare und ihre Nägel, die wachsen weiter, unter der Erde. Wenn man sie in einem halben Jahr ausgräbt, sieht sie aus wie Struwwelpeter.»

Lenas Augen blickten jetzt ganz gerade. Struwwelpeter war ihr ein Begriff.

Wir suchten unsere Platzkarten in der Kneipe. Ich ging zweimal um den ganzen Tisch und gaffte nach meinem Namen. Ich fand ihn am Kindertisch.